XXIII. Besuch in Sumatra 1911

Von Java ging meine Reise nach Sumatra. Diese zweitgrösste Sundainsel, die mehr als dreimal so gross ist wie Java (421000 gegenüber 1315000 Quadratkilometer), spielte ebenso, wie die grösste, Borneo, in der Wirtschaft der Welt nur mit einem kleinen Teil eine Rolle. Hier aber hatte die Wirtschaft einen Aufschwung erfahren, wie er an Eigenart und Stärke auch in Java und Malaya nicht übertroffen wurde. Dieses Deli genannte Küstengebiet mit Medan als Hauptstadt und Belawan als Haupthafen war das Ziel meiner weiten Reise.

Von Batavia ging die Fahrt dahin über Singapore, fast die ganze 1720 Kilometer lange Küste entlang, freilich meist ausser Sicht. Aber gab es auch von Sumatra nicht viel zu sehen, so habe ich auf der Fahrt doch eine „Sumatrane“ kennen gelernt. Zu den Vorzügen Singapores gehört es, dass es von schweren Stürmen und Unwettern nicht heimgesucht wird. Wohl aber kommen sie, zumal im März und April, an der Westküste Sumatras vor und statten von dort auch Penang gelegentlich einen Besuch ab. Sogleich in der ersten Nacht nach Abfahrt von Singapore, als ich wegen der Hitze mein Nachtlager auf Deck aufgeschlagen hatte, habe ich diese Spezialität Sumatras kennen gelernt, und ich muss sagen: sie hat mir Eindruck gemacht. Manchen Tropenschauer hatte ich in den letzten Wochen erlebt, aber dieser übertraf doch alle weit. Mit nicht zu überbietender Plötzlichkeit brachen geradezu unglaubliche Wassermassen über das Schiff herein, und ich stand ihnen so komisch hilflos gegenüber, dass ich pudelnass anfangs in lautes Lachen ausbrach. Das verging mir aber doch, als die Maschine des Dampfers anhielt. Einen Augenblick dachte ich, das Schiff könne dem Ansturm nicht standhalten; dem Dampfer auf der Fahrt nach Surabaya wäre er auch wohl schlecht bekommen. Bei dem Taifun, den ich einst in japanischen Gewässern am Tage erlebte, wurden wir in der Kabine eingeschlossen und das Meer war unter der hobelartigen Wirkung des Sturmes eine glatte Fläche; hier bin ich von Deck nicht gewichen, sodass ich den gewaltigen Nachtkampf des Elementes, in dem die vom Himmel herabstürzende Wassermenge die Hauptsache war, unmittelbar erlebte.

Wie die Insel Sumatra grösser ist und auch ihre Stürme stärker sind als in Java, so sind auch ihre Berge höher als in der Nachbarinsel; sie steigen bis zu 3800 Metern empor. Unter ihnen befinden sich auch manche Vulkane, aber sie sind – von der Sunda-Strasse abgesehen – friedlicher. Von diesen Bergen, die noch reicher als in Java mit Wald bedeckt sind, stammt der fruchtbare Alluvialboden, der sich in den einst sumpfigen Küstengebieten der Insel gebildet hat. Ausser Deli, sind Langkat und Serdang die wichtigsten und bekanntesten unter ihnen.

Von ihnen kann man eine richtige Vorstellung nur gewinnen, wenn man sich den Hauptunterschied zwischen Sumatra und Java klar gemacht hat. Er kommt darin zum Ausdruck, dass Sumatra damals nur etwa dreieinhalb Millionen Einwohner, das noch nicht ein Drittel so grosse Java dagegen neunmal so viele hatte. Java war in weiten Gebieten dichter als die am dichtesten besiedelten Gebiete Deutschlands bevölkert, Sumatra in weiten Gebieten überhaupt nicht. Hinzu kam der Unterschied in der Art der eingeborenen Bevölkerung.

Von ihm konnte ich mich bald nach meiner Ankunft durch den Besuch eines Bataker-Dorfes überzeugen. Es macht äusserlich viel mehr Eindruck als die Behausungen der Malaien in Malaya. Diese benutzen die Materialien, die der Sumpfdschungel an der Meeresküste und den Flussufern ihnen bietet, die Bataker dagegen diejenigen des Waldgebirges. Aus Bambusstangen und den Blättern der Sumpfpalme kann man keine hochragenden Bauten ausführen, und der künstlerische Sinn kann sich in der Hauptsache nur in Flechtarbeiten betätigen. Ganz anders, wo starke Bäume des Waldes zur Verfügung stehen. Die Bataker haben, obwohl sie im ganzen keineswegs höher stehen, als die verwandten Bewohner von Malaya, eine Holzarchitektur mit kunstvollen Schitzereien entwickelt. Das Haus ruht auf Pfählen die bis zu drei Metern über den Boden hinausragen. Die Höhe stehe, so sagt man, im umgekehrten Verhältnis zur Kultur; in Java wohne man auf ebener Erde und in Borneo der Dayak doppelt so hoch wie der Bataker. Das dürfte nur zum Teil zutreffend sein. Die Gefahren sind es, denen die Höhe der Pfahlbauten entspricht. Von der Art der wilden Tiere, die man zu fürchten hat, hängt sie in erster Linie ab. Natürlich kann ausserdem auch Schutz vor feindlichen Menschen in Betracht kommen. Bei der kriegerischen Art der Bergvölker wird es vielfach nötig gewesen sein. Dann wird der Pfahlbau zur Burg. Die alte Bauweise ist aber auch beibehalten worden, als die Gefahren geschwunden waren. Vielleicht ist erst dann der Schmuck des Hauses von dem Java kaum die Rede sein kann, voll entwickelt worden. Vielleicht aber auch dienen die merkwürdigen Verzierungen, die das hochaufragende Holzdach trägt, von jeher dem Schutz vor bösen Dämonen. Die wenigen Bataker-Häuser, die ich sah, machten in jeder Hinsicht einen friedlichen Eindruck. Zwischen den Pfählen trieben sich Ziegen und vor allem Schweine herum. Die Bataker sind zwar auch Reisesser, aber nicht minder auch Fleischesser. Die Zahl der Schweine ist für sie das Mass ihres Reichtums. Im Innern ist ihre Wohnung sehr dürftig. In ihr ist nur ein Raum, der nachts durch Matten geteilt werden soll; und in ihm hausen bis zu acht verschiedene Familien. Vor noch nicht langer Zeit ist das Zusammentreffen mit Batakern manchmal unerfreulich gewesen. Verschiedentlich sollen sie Reisende gefangen und als Sklaven verkauft, als solche aber gut behandelt haben. Jetzt machten sie einen harmlosen Eindruck. Das war zum Teil wohl der Rheinischen Missionsgesellschaft zu danken, die damals unter den Bataken etwa 100.000 Bekehrte zählte. Dadurch ist aber nichts daran geändert worden, dass sie noch weniger als die Eingeborenen von Malaya, ein Streben haben, sich über den überkommenen Zustand emporzuheben. Sie kommen daher auch noch weniger als jene für die Arbeit der Europäer in Betracht. Dasselbe gilt, wenn auch aus anderen Gründen, für die höher stehenden Bergvölker, die zum Teil, ähnlich wie die Javaner, auf eine ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken. Sie stellen sich den Europäern ablehnend oder wie in Atjeh, feindselig gegenüber.

Galt es in Java vor allem der eingeborenen Bevölkerung für ihren Lebensunterhalt genügend Land zu erhalten, so war in Sumatra die Hauptaufgabe, Arbeitskräfte für die Bebauung des Bodens zu beschaffen. Das war hier schwieriger als in Malaya, weil in Sumatra der Einwanderung der Europäer nicht eine solche der Chinesen vorausgegangen war.

Während sich in Java der Unterschied zwischen der einheimischen und der eingewanderten Bevölkerung zu mindern schien, trat er in Sumatra in grösster Schärfe hervor und zwar aus Gründen, die nicht ausschliesslich auf der Seite der Eingeborenen lagen. Medan, die reichste Stadt der Insel, mutet nämlich den fremden Besucher viel europäischer an als irgendeine der Städte, die ich in Java gesehen

habe, europäischer als der grosse internationale Sammelplatz Singapore. Und das ist keineswegs nur der erste Eindruck; er verstärkt sich sogar während des Aufenthalts. In Medan ist der Europäer die Hauptsehenswürdigkeit. Das ist nicht der europäische Kaufmann, der sich fast überall in der Hauptsache gleich bleibt. Medan ist die Europäerstadt der tropischen Pflanzer. Jedem Neuankömmling wurde damals gesagt, es gebe in Medan und Umgebung mehr angehende Millionäre als in irgendeiner Stadt der Vereinigten Staaten. Mit dieser Übertreibung sollte ungefähr dasselbe ausgedrückt werden. Die Europäer waren dort die Besitzer der grossen Tabak-Pflanzungen; sie reisten nicht zwischen Europa und Asien hin und her, sondern blieben in Deli, bis sie so viel verdient hatten, dass sie als wohlhabende, oft sehr reiche Leute in ihrer Heimat ein Rentner-Dasein führen konnten. Alle Pflanzer der Umgegend pflegten am ersten und sechzehnten jedes Monats in Medan zusammenzukommen. Sie waren Mitglieder der „Pflanzer-Vereinigung“, welche die Hauptmacht in dieser Gegend in Händen hatte. Von ihr gingen die wichtigen Anregungen aus; sie hatte auch für die Ausführung die nötigen Mittel. Ihre Macht stützte sich aber vor Allem auf die Persönlichkeit ihrer Mitglieder. Es waren Männer, deren Tätigkeit im Beherrschen von Tausenden fremder Arbeiter bestand. Unter den deutschen Pflanzern waren auffallend viele ehemalige Offiziere, oft Kavallerie-Offiziere, die ihren Dienst und ihr Vaterland hatten verlassen müssen und hier nicht gerade bequeme Untertanen, aber treffliche Pflanzer geworden waren. Es ging nicht immer ohne Gewaltsamkeiten ab, doch wurden sie mit ihren Leuten fertig und wussten sich bei ihnen eine Autorität zu verschaffen, die vielleicht sogar mit Anhänglichkeit gepaart war. Dieser deutsch Pflanzertypus hatte – wie mir schien – in gewissem Sinne Schule gemacht. Er war der schärfste Gegensatz zum verweichlichten Mischlingstypus, der in Java sich so vielfach in den Vordergrund drängte. Von ihm war in Medan nichts zu spüren, wie dort auch die chinesischen Unternehmer viel mehr als in Singapore zurücktraten. Für die hier vorliegenden Aufgaben schien mir eine militärische Ausbildung, welche im Offizier nicht nur den Befehlshaber, sondern auch den Fürsorger seiner Truppe sieht, gut zu passen.

Die Aufgaben waren ja auch andere als in Java. Die Erschliessung Sumatras war sehr jungen Datums. Der scharfe Einspruch Hollands auf Grund eines Vertrages mit dem Sultan von Johore, den England mit fadenscheinigen Gründen zu entkräften suchte, hatte zwar 1824 zu einem Abkommen geführt, in dem sich Holland verpflichtete, sich aus Vorder- und Hinterindien zurückzuziehen, dafür aber freie Hand in Sumatra erhalten sollte. Während Holland seiner Verpflichtung alsbald entsprach, behauptete England ohne Rücksicht auf den Wortlaut seiner Verpflichtung (no settlement and no treaty with native princes), dass sich das Abkommen nur auf die Zukunft, nicht auf die Vergangenheit beziehe. Erst 1871, nach dem deutsch-französischen Krieg, erkannte es Hollands volle Souveränität in Sumatra an. Aber auch jetzt konnte sich Holland ihrer noch nicht erfreuen. Denn der englandfreundliche Sultan von Atjeh fügte sich nicht. Der über drei Jahrzehnte sich hinziehende Krieg mit ihm fand erst 1907 mit seiner Verbannung auf die holländische Insel Amboina ein Ende. Die Freude über dieses Ereignis war in Medan noch deutlicher als in Batavia zu spüren.

Mit der politischen Entwicklung verband sich die wirtschaftliche. Sie reichte in ihren Anfängen in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, kam aber erst nach dem holländisch-englischen Vertrag von 1871 zur Entfaltung. 1863 scheint die Tabakpflanze zuerst in Sumatra eingeführt zu sein; 1865 traf die erste Sendung von fünfzig Probepflanzen Tabak in Amsterdam ein und hatte Erfolg; 1869

wurde die Deli Maatschappij begründet, die ihr Anfangskapital von 300000 Gulden bis 1910 auf das Zehnfache erhöht hatte, die rund 20000 Arbeiter beschäftigte und die neuerdings eine Ernte im Wert von 100 Millionen Mark erreicht hatte. Dieser hohe Wert erklärt sich aus der Eigenart des Sumatra-Tabaks. Sie besteht nicht wie in Kuba in besonders gutem Aroma. Sumatra liefert nicht die Krossok genannte Füllung der Zigarre, sondern das Deckblatt, bei dem vor allem es auf Festigkeit und Schmiegsamkeit ankommt. Es war bisher aus Java, den Philippinen und Südamerika bezogen worden. Aber Deli gelang es, alle Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, und zwar nicht nur durch die unverbrauchte natürliche Fruchtbarkeit seines Bodens, sondern mindestens ebenso durch die Sorgfalt der Züchtung, bei der die Anpassung der Farbe an den Wunsch der Raucher eine besondere Rolle spielt, sowie der Trocknung, Fermentierung, Sortierung und Packung, bei denen sorgsam darauf zu achten ist, dass das Deckblatt keine oder nur wenige Löcher enthält. So wurde das Sumatra-Deckblatt zum besten Deckblatt der Welt, das einen mehrfach so hohen Preis wie anderer Tabak erzielte.

Die Hauptschwierigkeit war natürlich die Beschaffung der nötigen Arbeitskräfte im menschenleeren Lande. Sie war weit grösser als in Singapore, wo eine alte Chinesen-Einwanderung bestand, die sich leicht zu neuen Zwecken ausdehnen liess. Man besog deshalb, da direkte Beziehungen zu China nicht vorhanden waren, von dort die nötigen Kulis. Damit machte die Deli Maatschappij den Anfang. Doch wuchsen mit der Nachfrage die Schwierigkeiten. In Singapore wurden „Protektoren der Chinesen“ eingesetzt, die dortigen Kuli-Makler steigerten ihre Forderungen; die durch sie bezogenen Kulis machten wachsende Schwierigkeiten. Man suchte daher aus der Abhängigkeit von Singapore herauszukommen. 1887 gelang es, vom chinesischen Vizekönig in Kanton die Erlaubnis zu erlangen, unmittelbar aus Swatara Kulis zu beziehen, die sich als gefügiger als die aus Singapore bezogenen erwiesen. Erst damit kam Stetigkeit in die Versorgung mit Arbeitskräften, zumal da es auch gelang, die Schwierigkeiten, die dem Bezug von Javanern entgegenstanden, zu überwinden. Zur Zeit meines Besuches waren auf den Plantagen in Deli etwa 60000 Chinesen, 40000 Javaner und 20000 Arbeiter verschiedener anderer Herkunft tätig; der Anteil der javanischen Arbeiter und insbesondere Arbeiterinnen schien im Wachsen zu sein. Bei den etwa 7000 Arbeitern der Senembah Maatschappij war die Zahl der Javaner schon grösser als die der Chinesen. Diese Verschiebung hing damit zusammen, dass die Sterblichkeit der Chinesen zuerst doppelt so gross war wie die der Javaner. Sie war anfangs überhaupt sehr hoch. Die Plantagen wuchsen ja unmittelbar und ohne örtliche Vorbilder aus der Wildnis hervor. Es fehlte an allen sanitären Anlagen und Massnahmen; Cholera und andere Krankheiten wurden eingeschleppt. Die grossen Plantagen-Gesellschaften entschlossen sich daher, eigene Ärzte anzustellen und eigene Krankenhäuser anzulegen. So gelang es, die Sterblichkeitsziffern auf ein normales Mass herabzudrücken. Die Senembah Maatschappij, die zweitgrösste Plantagen-Gesellschaft in Sumatra, an der deutsches Kapital, mindestens zeitweise, nicht unerheblich beteiligt war, und ihr deutscher Arzt waren dabei führend gewesen. Die Sorgen um die Arbeiterschaft waren gebannt worden. Wie man mit Stolz auf das Erreichte blickte, so sah man sorglos auch in die Zukunft. Das war wenigstens bis 1907 der Fall.

Ich hatte bisher nur in der Nähe von Havanna die gerade aus deutschen in amerikanischen Besitz übergegangene Tabak-Pflanzung gesehen, die damals in weiten Kreisen als die beste in Kuba galt. Ihre baumartigen Tabakbüsche machten zwar nicht landschaftlich einen besonderen Eindruck, zeigten aber von sorgsamer Kultur und grosser Fruchtbarkeit. Ich glaubte ähnliches auch in Deli zu finden und

war nicht wenig erstaunt über das, was ich tatsächlich zu sehen bekam: ein neues Bild von zunächst unbegreiflicher Verwilderung. Auf den Kautschuk-Plantagen Malaias war es verständlich, als erster Schritt zu einer systematischen Kultur. In Deli dagegen handelte es sich um eine bereits entwickelte, in der ganzen Welt berühmte Kultur. Trotzdem überwog der Eindruck einer Verwilderung und zwar einer solchen durch die Natur, nicht durch den Menschen so sehr, dass ich Mühe hatte, die Kultur überhaupt ausfindig zu machen. Woher kam das? Man kann fast sagen: es war eine Folge der Qualitätskultur. Acht bis zehn Jahre hatten die abgeernteten Felder Ruhezeit, um voll wieder zu Kräften zu kommen. Im ersten Jahr durften die Arbeiter noch Reis darauf bauen; das war erwünscht, schien aber selten zu geschehen. Sobald die Felder der Natur überlassen wurden, bedeckten sie sich günstigstenfalls mit jungem Busch, ungünstigenfalls mit dem Lalang genannten schilfartigen Gras, das sehr viel schwieriger zu beseitigen war als Busch. Da ausserdem die Felder nur etwa hundert Tage die Tabakpflanzen tragen, sind die mit Tabak bebauten Felder in einer fast verschwindenden Minderheit. Wenn ich mein Erstaunen über diesen Eindruck äusserte, wurde mir gesagt, die Rücksicht auf die besondere Qualität des Deckblattes verbiete eine Düngung, und bei Fruchtwechselwirtschaft leide der Boden, ganz abgesehen von den Arbeiterschwierigkeiten, die sie mit sich bringe. Das wollte mir nicht ganz einleuchten. Mir schien diese urwüchsige Art der Bodenkultur aus dem Reichtum jungfräulichen Bodens und der geringen Besiedlung als eine Übergangserscheinung hervorgewachsen zu sein. Wie ich höre, soll sich auch eine Änderung vollzogen haben.

Unter den vielen Gegensätzen, welche Sumatra und Java, trotz ihrer Nähe, aufweisen, fiel mir dieser besonders auf. In Java wurden die Schönheiten des Landes durch reiche Mannigfaltigkeit der jedes Bodenstück ausnutzenden Tropenkulturen noch gesteigert, in Sumatra war eine Kultur, die das Land verwüstete. Da auch die Kautschuk-Plantagen in den ersten Anfängen ihrer Entwicklung waren, wurde durch sie die Verwüstung noch verstärkt.

Damit ist aber die Merkwürdigkeit des Bildes noch nicht genügend gekennzeichnet. Denn die Wanderungen beziehen sich nicht nur auf die Bodenkulturen, sondern auch auf die Behausungen der Arbeiter. Die bebauten Felder liegen bei der geschilderten Art der Bodenbenutzung so weit auseinander, dass die Feldarbeiter, wenn sie feste Wohnquartiere hätten, oft weite Wege zur Arbeit und von der Arbeit zurücklegen müssten. Das ist in einem heissen Tropenlande mit völlig unentwickeltem Verkehrswesen zu vermeiden. Mit der Feldbebauung wandern daher auch die Arbeiterwohnungen. Das heisst: die Wohnungen werden nur so lange benutzt, wie die Felder in ihrer Nähe bepflanzt werden. Die Folge ist, dass überall zwischen den verlassenen und verwilderten Feldern auch verlassene und verfallene Wohnungen sich befinden. Nur die Wohnquartiere bei den grossen Scheunen, in denen die Arbeit der Tabak-Sortierung in den drei Monate der Regenzeit vorgenommen wird, sind Dauerwohnungen.

Es war nicht ganz leicht, mir von der Behandlung des Deckblattes eine vollständige Anschauung zu verschaffen. Denn sie erstreckt sich über viele Monate. Wenn es doch im wesentlichen gelang, so erklärt sich das daraus, dass die Wachstums- und Ernte-Zeiten im Tiefland an der Küste und am Abhang des Gebirges verschieden sind. In der holländischen Plantage Bindjey im Sultanat Langkat sah ich die Tabakpflanzen auf dem Felde, in der Tabakpflanzung von Saint Cyr die Trockenscheunen voll Tabak und auch einiges von der Behandlung der Tabakblätter.

Die Plantage Blindjey war einst deutsch gewesen. Ihr Begründer lebte als reicher Mann in Hamburg. Aus der Zeit des deutschen Besitzes stammte noch ihr Leiter, ein echter Berliner; er durfte aber keinen Deutschen mehr anstellen und rechnete mit seiner Tätigkeit auch nur noch auf zwei Jahre. Ihn begleitete ich auf einer Inspektionsfahrt durch einen Teil der eine deutsche Meile langen Plantage, und vor allem habe ich am Abend in langer, gemütlicher Unterhaltung viel von ihm erfahren.

So verständlich es mir war, dass sich in Deutschland das Hauptinteresse an tropischer Landwirtschaft den neuen eigenen Kolonien zuwandte, so bedauerte ich doch sehr, dass das, was Deutsche auf fremden Boden in erfolgreicher Arbeit geleistet hatten, wieder völlig verloren ging. Es war deutlich zu sehen, dass Holländer und Engländer hier zusammengingen.

Einen Grund für die deutsche Zurückhaltung glaubte ich allerdings zuerkennen. Ich habe selten eine solche Massenaufregung erlebt wie in Medan. Sie bezog sich auf die Schätzungen der Proben der eingesandten Ballen der letzte Tabakernte an der Amsterdamer Börse. Diese „Makelaars Taxation“ auf dem „Fraskati Markt“ war immer für die Pflanzer in Medan das wichtigste Ereignis des Jahres. Sie hatte neuerdings an Bedeutung noch gewonnen. Denn sie hatte Schwankungen wie noch nie aufgewiesen. Nach den umjubelten Preissteigerungen des Jahres 1907 war ein noch nie erlebter Preisfall (bis zu 40%) eingetreten, der erst 1933 unterboten wurde und über den Grund dieser unerwarteten Schwankungen war man sich nicht im Klaren. Man neigte in Sumatra damals vornehmlich dazu, an Qualitätschwankungen in der eigenen Ernte zu denken, die bei früheren Preisänderungen bestimmend gewesen waren. Auch fürchtete man das Aufkommen eines neuen Wettbewerbs. Deswegen war man schon länger besorgt und hatte ein Verbot der Ausfuhr von Tabaksamen erlassen, das mit grosser Sorgfalt durchgeführt wurde. Man zitterte um das Qualitätsmonopol, dessen man sich bisher hatte erfreuen können. Doch jetzt schien der Grund ein anderer zu sein. Der Verbrauch an Zigarren, der so lange im Zunehmen war, schien einen Sättigungspunkt erreicht zu haben.

Erst die spätere Entwicklung zeigte, dass der entscheidende Grund nicht bei der Zigarre lag. Es war vielmehr das starke Vordringen der Zigarette, welche sich darum erklärte, dass es gelungen war, die Herstellung der Zigaretten, aber nicht die von Zigarren zu mechanisieren und damit die Zigarette, zu einem ausgesprochenen Massenverbrauchsgut zu machen, in dessen Dienst alle Mittel der Reklame im ausgiebigsten Masse gestellt wurden. Der internationale Wettkampf war in neuen Formen von den Vereinigten Staaten hier entfacht worden. Aus dieser Lage wuchs dann die Neigung hervor, Tabakpflanzungen in Kautschuk-Plantagen umzuwandeln, was bei deutschen Pflanzungen vielfach zum Verkauf führte. Eine solche deutsche Plantage lernte ich kennen. Ich hatte nämlich auf der Fahrt von Singapore nach Balawan den Geschäftsführer der Vereinigung der belgischen Kautschuk-Pflanzer in Sumatra kennen gelernt. Seiner Einladung, die neue Kautschuk-Plantage Deli Muda nicht weit von Medan zu besuchen, entsprach ich gern. Schon in Java hatte ich vom Unternehmungseifer der Belgier viel gehört; in Sumatra erfuhr ich, dass in den letzten Jahren rund hundert Kautschuk Plantagen angelegt worden seien; die meisten von ihnen seien englisch; aber auch die Belgier hätten reichlich fünfzig Millionen Francs in solche Plantagen hineingesteckt, die Deutschen noch nicht zwei Millionen Mark.

Die Plantage Deli Muda war ursprünglich eine deutsche Tabak-Plantage. Ihr aus Braunschweig stammender Besitzer hatte sie dann an ein belgisches Syndikat verkauft, das sie unter dem Einfluss des „Rubber-Boom“ in eine Kautschuk-Plantage umzuwandeln begonnen hatte. Ich wurde dort sehr nett aufgenommen und gewann einen Einblick in eine Sumatra-Kautschuk-Plantage mit allen Einzelheiten sowie in das Leben und Treiben eines Sumatra-Pflanzers. Zugleich sah ich klar, dass die grosse Kautschuk-Entwicklung viel stärker auf Sumatra als auf Java übergegriffen hatte und zwar mit einem hoffnungsfreudigen Optimismus, wie ich ihn in solchem Masse weder in Malaya noch in Java angetroffen hatte. Diese Bewegung und Stimmung war nicht auf die Europäer beschränkt geblieben. Sie zeigte sich auch bei den Asiaten. Ihre Hauptträger schienen die Chinesen zu sein, die wahrscheinlich mit ihren reichen und unternehmungslustigen Landsleuten in Malaya irgendwie in Verbindung standen. Bisher hatten sie in Deli kein lohnendes Wirkungsfeld. Der Tabakbau war völlig europäisiert. Die wenigen Nicht-europäer, die sich in Sumatra mit ihm befasst hatten, waren im Interesse einer gleichmässig hohen Qualität durch die straffe Absatzorganisation ausgeschaltet worden. Jetzt aber öffnete sich ein Wirkungsfeld, aus dem man nicht so leicht wieder herausgedrängt werden konnte. An Boden und Arbeitskräften war kein Mangel. Es musste nur ein wirksamer Anstoss gegeben werden. Ihn gaben die Chinesen, indem sie Hevea-Samen beschafften, oft kostenlos verteilten, auch als Ratgeber tätig waren und Aufkauf und Verkauf in die Hand nahmen. So begann die Entwicklung des Eingeborenen-Kautschuk, und wenn er nach einiger Zeit in Holländisch-Indien den Plantagen-Kautschuk an Menge übertraf, so ging das in erster Linie auf Sumatra zurück, das damit seiner alten Bezeichnung „Gummi-Insel“ wieder gerecht wurde, die es erhalten hatte, als noch Guttapercha (= Getah Pertja) bekannter und gesuchter als Kautschuk war. Beide Arten des Kautschuks stellten wirtschaftlich völlig verschiedene Gebilde dar.

Die Ausdehnung der Plantagen-Wirtschaft auf Kautschuk war zugleich für Sumatra und insbesondere Deli von allgemeiner Bedeutung. Sie brachte die Aufgabe der anfänglichen Monokultur. Dem Kautschuk folgte die Palmöl- und Palmkern- sowie Kopra- (Kokosnüsse) Gewinnung, auch die Tee- und Kaffee- und schliesslich die Faser-Erzeugung. Damit bürgerte sich langsam auch das Streben ein, die Selbstkosten ohne Qualitätsminderung zu verringern. Bei dieser umfassenden Wandlung, zu der den Anstoss der geringe Erlös der Tabakernte des Jahres 1909 gab, scheint die Senembah-Maatschappij eine gewisse führende Rolle gespielt zu haben. Ihr Aktienkurs hat den der Deli überflügelt. –

In Sumatra gab es aber nicht nur Plantagen zu besichtigen. Das Erzeugnis, das neuerdings die Aufmerksamkeit der Welt in erster Linie auf diese Insel gelenkt hatte, war vielmehr das Erdöl. Das Jahr 1890 ist der Anfangspunkt dieser Entwicklung. In diesem Jahr wurde die „Koninklyke Petroleum Maatschappij“, im Ausland meist „Royal Dutch“ genannt, ins Leben gerufen. Sie hatte sich 1907 mit der englischen Shell Transport and Trading Co. vereinigt; beide riefen die „Bataafsche Petroleum Matschappij“ mit einem Kapital von 80 Millionen Gulden ins Leben, war an die „Koninklyke“ mit 48 Millionen Gulden beteiligt. Erdöl war in der Ausfuhr von Holländisch-Indien dem Werte nach sogar an die erste Stelle gerückt. Es hatte dank seiner geographischen Lage das amerikanische Erdöl zum grossen Teil vom ostasiatischen Markt verdrängt, den es einst beherrscht hatte; sogar bis Japan hinauf dehnte sich sein Absatz aus. Holländisch-Indien war zum Lande der drittgrössten Erdöl-Erzeugung emporgestiegen. Selbst der alte Ruhm der Deli Maatschappij wurde von der „Koninklyken“ überstrahlt.

Mein Wunsch, mir auch von diesem Wirtschaftszweig eine Vorstellung zu verschaffen, war aber nicht leicht zu erfüllen. Denn der Schwerpunkt der Erdölgewinnung lag, was Sumatra anlangt, wie auch noch heute, im weit entfernten Palembang, das aufzusuchen mir die Zeit fehlte, und was Holländisch-Indien im ganzen anlangt, wohl in Borneo (Balik Papan). In der Nähe von Medan – in Pangkalan Brandan – hatte die „Koninklyke“ aber auch Anlagen, und sie beschloss ich zu besuchen. Denn in den Tropen gab es wohl keine Fabrikationsbetriebe von ähnlichem Umfang. Ich war mir klar, dass man einen solchen nicht nach europäischem Masstab beurteilen durfte; und wenn man die Beschaffenheit der Kräfte in Betracht zog, mit denen man arbeiten musste, so war die Ergöl-Raffinerie so wie Paraffin- und Kerozenfabrik an der Küste Sumatras eine beachtenswerte Leistung. Aber wenn ich an die einzige, keineswegs auf der Höhe der Zeit stehende Erdöl-Raffinerie dachte, die ich bisher – und zwar in Deutschland – besichtigt hatte, so war der Abstand doch sehr gross. Vielleicht dass in der Tropenhitze, welche die Besichtigung nicht zu einem Vergnügen machte, alle Misstände in Vergrösserung hervortraten. Jede erste Anlage solcher Art wird in den Tropen den Charakter eines Einzelnen vielfach nicht geglückten Experiments an sich tragen. Erst nach dieser Züge von Behelfskunst aufweisenden Frühstufe der Entwicklung kann der Betrieb systematisch ausgestaltet werden. Es war mir hochinteressant, die mit dieser Aufgabe beauftragten Männer kennen zu lernen, die über den bisherigen Betrieb nicht anders als ich dachten. Der eine war mein Führer durch die Anlagen. Er war der Techniker. Ihn hatte man aus Galizien kommen lassen, dessen Erdöl, wie das in Pankalan, an Paraffin besonders reich ist. Er war mit seiner lückenlosen Reihe von Goldzähnen keine angenehme Erscheinung, aber er war reich an Erfahrungen, die genutzt werden konnten. Der zweite Mann, dem die Zukunft des Betriebes und zwar an erster Stelle anvertraut war, war Jonkheer van Reigersberg-Versluys. Von ihm wurde ich mit meinem Führer zum Mittagessen in seiner Villa eingeladen. Er war erst vor kurzem in Sumatra angelangt und sagte mir, er verstehe nichts von Erdöl, sei auch noch nicht in den Tropen vielmehr bis zu seiner Abreise Leiter der wichtigsten Eisenbahngesellschaft in Holland gewesen; aber da man einen Sachverständigen für Erdöl überhaupt nicht habe, sei man auf ihn verfallen; und ich gewann den Eindruck, dass das sehr mit Recht geschehen sei. Allerdings war Voraussetzung, dass die beiden so sehr verschiedenen Männer mit einander arbeiten konnten. Beim ersten Anblick war ich geneigt, das für unwahrscheinlich zu halten, aber bald wurde ich umgestimmt. Der holländische Jonkheer, der mehr Staatsbeamter als Kaufmann oder Fabrikdirektor war, hatte, als er Eisenbahndirektor wurde, auch von Eisenbahnen nichts verstanden. Wie seine damalige Aufgabe betrachtete er auch die neue nicht unter privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten, sondern im Interesse seines Heimatlandes. Wachsen grosse Unternehmungen stets ins Volkswirtschaftliche hinein, so umso mehr in einem kleinen Staate wie das holländische Mutterland. Hier verschmelzen fast die wirtschaftliche und die politische Organisation ineinander. Das gemeinsam verfolgte Ziel war, Produktions-, Handels- und Schiffahrtsunternehmungen zu einer höheren Einheit zu vereinigen. Sie sollten sich gegenseitig Stützen und zu einem monopolistischen Ganzen Im Interesse des Mutterlandes zusammenschliessen. Wenn 1906 und 1907 fünf Petroleumunternehmungen 105%, zwanzig Tabakunternehmungen 23%, dreiunddreissig Zuckerunternehmungen 17% Dividende brachten, dann liess sich im holländisch-indischen Budget ein Fehlbetrag von zehn Millionen Gulden verschmerzen. Die Vertrustung der an sich so verschiedenen Unternehmungen ersetzte durch wirtschaftliche Macht die politische Schwäche. Sie machte auch die kraftvolle Stellung der „Koninklyken Paketvaart Maatschappij“ erst verständlich.

Solche allgemeine wirtschaftliche Verschweissung war eine holländische Eigentümlichkeit. Höchstens Dänemark konnte mit seiner Ostasiatischen Kompanie noch genannt werden, die Forstwirtschaft, Handel, Schifffahrt, Öl- und Zementfabriken betrieb und bei der auch Wirtschaftlichen und Politisches eng verquickt waren.

In grossen Staaten war Ähnliches kaum zu machen. Das galt besonders von Deutschland. Hier war infolge der besonderen Organisation der Hansestädte die Scheidung zwischen Kaufmann und Produzenten besonders stark. Solange es sich in den Tropen nur darum handelte, Erzeugnisse von Eingeborenen für das Heimatland zu beschaffen und dafür die Eingeborenen mit Erzeugnissen der heimatischen Industrie zu versorgen, war das kein Nachteil, vielleicht sogar ein Vorteil. Aber die Zeiten wandelten sich. Die Europäer wurden in den Tropen immer mehr zu Produzenten; ihre Erzeugung wurde häufig wichtiger als die der Eingeborenen. Da wurde die Isolierung des Kaufmanns immer mehr zur Schwäche. Gerade weil sie bisher Überlegenheit gewesen war, zog sie jetzt die Angriffe auf sich.

So lehrreich meine Besuche in Sumatra, von denen nur die wichtigsten hier erwähnt werden konnten, im ganzen auch gewesen sind, in meiner Erinnerung leuchtet der letzte besonders hervor. Es galt dem bereits erwähnten deutschen Arzt der Senembah Maatschappij, Dr. Schüffner.

Durch ihn lernte ich zunächst kennen, was seine Gesellschaft für die etwa 7000 Menschen getan hatte, die in ihr tätig waren. Ich sah das dem Tropenklima sorgfältig angepasste Krankenhaus, und interessierte mich noch mehr für alle vorbeugenden Massnahmen. Schüffner betonte, dass schlechtes Wasser die schlimmste Ursache gefährlicher Krankheiten sei. Endlich sei es gelungen, Medan mit einer guten Wasserleitung auszustatten. Seine Gesellschaft war sogar noch einen Schritt weiter gegangen. Sie bekämpfte das Wassertrinken überhaupt, indem sie allen ihren Arbeitern kostenlos trinkfertigen Tee lieferte. Auf fünfzig Arbeiter in den Feldern kam ein Teeträger. Die hohe Ausgabe lohnte sich. Dysenterie, Cholera, Typhus und Wurmkrankheit hatten ausserordentlich abgenommen; in Verbindung mit sorgsamer Untersuchung der Einwandernden war die Cholera sogar so gut wie verschwunden, und die Arbeiter sahen in der kostenlosen Lieferung von Tee den Beweis für tatkräftige Hilfsbereitschaft. So war man auf wissenschaftlicher Grundlage denselben Weg gewandelt, wie er instinktiv vor Jahrhunderten in China eingeschlagen war. Dort trank man überhaupt nur gekochtes Wasser, dem man seinen flauen Geschmack durch Zusatz von allerlei getrockneten Blättern und Blüten nahm, unter denen einige den Chinesen und andere den Europäern am besten mundeten.

Neben Dysenterie und Wurmkrankheit, die nicht ausschliesslich auf schlechtes Wasser zurückgingen, spielten eigentlich nur Beriberi und Malaria eine grössere Rolle. Schüffner war überzeugt, dass Beriberi mit der Art des Enthülsens und Polierens des Reises, das sein Keim im Reis entfernte, zusammenhänge; es sei eine Mangelkrankheit, die man instinktmässig durch die bunte Zusammensetzung der „Reistafel“ zu bekämpfen suche, und mit deren voller Beseitigung er rechnen zu können glaubte. Was die Malaria anlange, so sei sie in Deli, wie Cholera und Pest, eingeschleppt worden. Sie konnte auch durch planmässiges Vorgehen bekämpft werden, wie in Panama und Havanna bewiesen war.

Schüffner geriet geradezu in Begeisterung, wenn er auseinandersetzte, was für eine Bedeutung in den Tropen die Tatsache habe, dass an die Stelle der Lehre von den krankmachenden Einflüssen des Klimas die von den krankmachenden Parasiten getreten sei. Das bedeute für die Tropen-Medizin einen ausserordentlichen Aufschwung. Erst jetzt könne sich auch das Anpassungsvermögen des Menschen in den Tropen voll betätigen. Allerdings erfordere das allerlei Änderungen in der Lebensweise der Europäer, insbesondere was Wohnung und Kleidung angehe; Vieles könne man von Eingeborenen lernen.

Die wunderliche Tatsache, dass der Europäer, insbesondere der europäische Mann, im heissen Tropenklima an Erkältungen leide, beweise nur, wie falsch er sich meist kleide. In den Tropen handele es sich nicht um Erhaltung der Körperwärme, sondern um Abgabe eines Wärmeüberschusses, die im tropischen Klima durch Verdunstung im feuchten durch Schweisserzeugung erfolge. Man müsse daher nach dem Vorbild der Eingeborenen vom nötigen Minimum ausgehen, wie es etwa das Sportkostüm gestatte, das bei zunehmender Kühle durch die Jacke vervollständigt werde; der Europäer müsse sich an die offene Luft gewöhnen und die Haut abhärten. Ebenfalls an den Wohnungen der Europäer hatte Schüffner viel auszusetzen. Man müsse bei ihrem Bau weniger an Repräsentation und mehr an Hygiene denken. Luftig, hell und trocken müssten sie sein; denn bei reichlicher Ventilation fühle man sich am wohlsten, fast alle Krankheitserreger seien lichtscheu, und Feuchtigkeit fördere die Entwicklung der Krankheitskeime. Daraus ergebe sich, dass in feuchten und in trockenen Gegenden die Tropenwohnungen verschieden sein müssten. In feuchten Gegenden müsse durch grosse Öffnungen in den Wänden für Luftwechsel gesorgt werden; in trockenen dagegen sei Sonnenschutz nötig, wie ihn bereits Veranden mit tief herabreichendem Dach böten. Es gebe nicht, wie man oft meine, einen einheitlichen Typ für Tropenhäuser.

Das Endergebnis der Darlegungen war: der Europäer könne sich, wenn er es richtig anfangen, sehr wohl in den Tropen leben. Was die Gesundheit des Körpers anlangt, leuchtete mir das ein. Aber konnte sich der Europäer in den Tropen auch ebenso seine Willenskraft, geistige Energie und Bildung erhalten? Wachsen die Kinder körperlich und geistig gesund heran? So sehr ich mich über die günstigen Zukunftsaussichten freute, mit dem Gedanken eines Daueraufenthaltes von Europäern in den Tropen konnte ich mich nicht befreunden. Neben den Änderungen, die Schüffner in der Zukunft erwartete, gibt es noch eine zweite Gruppe von Wandlungen, die mir kaum minder bedeutsam erscheinen. Das sind die neuen Entwicklungen im Verkehrswesen, die Verbindungen zwischen Europa und den Tropen ermöglichen; werden diese richtig ausgenutzt, so könnte zwischen den Extremen der Ausbeutung und des „Kulturdüngers“ Beziehungen Europas mit den Tropen entwickeln, die beiden Seiten zu dauerndem Segen gereichen.